

Es durfte nur einen geben

Das Konstanzer Konzil jährt sich zum 600. Mal. Die Stadt widmet dem größten Kongress des Mittelalters eine imposante Schau.

Von Stephan Burianek

Sigismund von Luxemburg hatte ein Problem. Der Machthaber Ungarns war im Jahr 1411 zum römisch-deutschen König gewählt worden, nun wollte er auch die Kaiserkrone. Aber welcher der drei damals miteinander konkurrierenden Päpste sollte ihm diese aufsetzen? Wollte Sigismund von der gesamten Christenheit als Kaiser akzeptiert werden, musste davor die Spaltung der römisch-katholischen Kirche überwunden werden.

Das war, kurz gefasst, die Ausgangssituation für jenes legendäre Konzil, das ab dem Jahr 1414 die Stadt Konstanz am Bodensee für vier Jahre zum politischen Zentrum Europas machte. Bis zu 20.000 Besucher sollen in der damaligen 6000-Seelen-Gemeinde gleichzeitig gewohnt haben, geschätzte 70.000 Fremde sollen es insgesamt gewesen sein. Das bedeutete im Spätmittelalter zweifellos eine logistische Herausforderung.

Ein Glaube, verschiedene Stile

600 Jahre danach widmet die Stadt dem Weltereignis einen vier Jahre andauernden Veranstaltungsreigen, in dessen Rahmen nun die Große Landesausstellung von Baden-Württemberg anschaulich in die Konzilsperiode einführt. Größtes Exponat ist der Ausstellungsort selbst: Im sogenannten Konzilgebäude – damals ein direkt am See gelegenes Warenhaus für italienische Kaufleute – fand im Laufe des Konzils die Wahl von Oddo di Colonna zum neuen Papst Martin V. statt. Es war das bisher einzige Konkclave nördlich der Alpen.

Das Kuratorenteam des Badischen Landesmuseums stand bei der Zusammenstellung der Schau vor einem Dilemma: Obwohl Konstanz in den Weltkriegen nahezu unversehrt blieb, haben sich in der Stadt selbst nur wenige Objekte aus der Konzilszeit erhalten. Der Großteil der Kunstwerke fiel nämlich bereits im 16. Jahrhundert der Reformation zum Opfer. Der Hori-



Theologie mit Flammen: Links der Einzug der Kardinäle ins Konkclave, rechts daneben die Verbrennung des Reformers Jan Hus, wie sie die Richental-Chronik überliefert. Foto: Nationalbibliothek Prag

zont der Schau geht daher weit über Konstanz hinaus, die Exponate wurden europaweit zusammengetragen.

Der erste Abschnitt führt in das damalige Weltbild ein sowie dessen künstlerische Ausprägungen und Entwicklungen. In Anbetracht der Motivähnlichkeiten bei religiösen Darstellungen aus Nowgorod, Valencia, Prag oder Rom wird klar, dass es beim sogenannten Großen Abendländischen Schisma weniger um unterschiedliche Glaubensauffassungen als vielmehr um rein politische Machtansprüche ging. Im Stil unterscheiden sich die Kunstwerke freilich durchaus. Beispiele liefern vor allem die Marienfiguren im von Prag ausgehenden „Schönen Stil“ mit lebensechtem Faltenwurf und stilisierten Gesichtern, eine realistische Darstellung von Christus am Kreuz aus dem Burgund und die klassische Iko-

nenmalerei aus byzantinisch geprägten Gebieten.

Das Konzil tagte in einer Zeit, in der das, was man später Renaissance nannte, südlich der Alpen seine ersten Knospen hervorbrachte. Die markantesten Veränderungen in der inhaltlichen Darstellung christlicher Motive waren trotzdem nicht der Kunst, sondern einer Nonne geschuldet: Schon bald nach dem Tod von Birgitta von Schweden (1373) verbreiteten sich ihre Visionen, beschrieben in ihrem Buch „Revelationes“ (Offenbarungen), in der Christenwelt. Einen besonders nachhaltigen Effekt auf die Kunst hatte ihre Schilderung von der Geburt des Messias – immerhin wird das Christuskind seither in der Regel nackt dargestellt. Die Ausstellung zeigt zwei Altarbilder, die dem modifizierten Christus-Motiv folgen und in Oberbayern zur Zeit des Konzils ent-

standen sein dürften. Birgitta wurde vom neuen Papst Martin V. noch während des Konzils heiliggesprochen – zum bereits zweiten Mal, sicherheitshalber.

Der überwiegende Teil der Schau vermittelt den zeitlichen Ablauf des Konzils, über den wir heute in erster Linie dank lebhafter Schilderungen des Hobby-Chronisten Ulrich Richental Bescheid wissen. Die älteste bekannte Abschrift der Richental-Chronik, die sogenannte Aulendorfer Chronik, wurde für die Schau eigens aus New York eingeflogen. Zu sehen ist darüber hinaus der Bischofsstab von Papst Benedikt XIII. Der Aragonese boykottierte die Verhandlungen und wurde vom Konzil schließlich aus der Kirche ausgeschlossen.

Neben mächtigen Fürsten, Kardinälen und Bischöfen waren erstmals auch Theologen aus den füh-

renden Universitäten Europas eingebunden. Ein Gelehrter aus Prag bereitete mit seiner kompromisslosen Haltung Probleme: Jan Hus trat auf radikale Weise für eine Kirchenreform ein und wurde – obwohl ihm Sigismund freies Geleit zugesichert hat – während des Konzils auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die vermutlich älteste bekannte Darstellung dieser schwarzen Stunde ist ein Altarbild aus dem Hussitenmuseum in Tábor (Südböhmen), das die Konstanzer Schau ebenfalls zeigt.

Katalysator der Renaissance?

Das Konzil konnte den Reformstau zwar nicht beseitigen, die Kirchenspaltung aber immerhin vorläufig abwenden. Sigismund wurde letztlich 1433 – 15 Jahre nach dem Ende des Konzils – zum Kaiser gekrönt. Das eigens dafür geschaffene Zeremonienschwert aus dem Wiener Kunsthistorischen Museum ist eines der Highlights der Ausstellung. Die Kuratoren haben aber auch eine moderne Skulptur unter die gezeigten Preziosen geschmuggelt: Sie verweist auf eine Delegation aus Äthiopien, die zweifellos die längste Anreise hatte. Leider konnte sich niemand mit den Exoten verständigen, denn sie sprachen kein Latein.

Der interkulturelle Austausch von derartig vielen Besuchern aus ganz Europa blieb fraglos nicht ohne Folgen für Kunst und Politik des Kontinents. Die Schau wertet das Konzil als Beschleuniger der einsetzenden Renaissance – konkrete Beispiele liefert sie allerdings nicht. Der Forschungsstand ist in dieser Frage dürrig, es bleibt bei vagen Vermutungen. ■

AUSSTELLUNG

Das Konstanzer Konzil. Weltereignis des Mittelalters 1414-1418

Bis 21. September 2014
Konzilgebäude Konstanz,
www.konstanzerkonzil2014.de
★★★★☆

Das Ende einer „schönen Epoche“

Das Slowakische Institut präsentiert eine Ausstellung mit Schwerpunkt Jugendstil.

Von Barbara Dürnberger

Wien. Sie gilt heute als die „Belle Époque“ und beschreibt die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, in der auf eine lange Zeit des Friedens vor allem in den europäischen Kernländern ein wirtschaftlicher und kultureller Aufschwung folgte.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Jahr 1914 fand die „schöne Epoche“ jedoch ihr jähes Ende. Im heurigen Gedenkjahr widmet sich auch das Slowakische Institut in Wien den verschiedenen kulturellen Kontexten und politischen Aspekten der Vorkriegszeit und den Geschehnissen zwischen 1914 und 1918 und erinnert aktuell mit einer Ausstellung an einen der bedeutendsten Jugendstilarchitekten, dessen Bauwerke noch heute das Stadtbild Bratislavas und Budapests prägen: Ödön Lechner.

Am vergangenen Mittwoch wurde die Ausstellung „Belle Époque in der Slowakei“ in Anwe-

senheit des slowakischen Botschafters Juraj Macháč im Slowakischen Institut in Wien eröffnet.

Geboren 1845 in Ungarn, studierte Lechner, dessen Werk später einmal mit jenem Antoni Gaudis verglichen werden sollte, Architektur in Berlin. Gemeinsam mit seinem Freund Vilmos Zsolnay, einem ungarischen Keramikünstler und Großindustriellen, entwickelte er das Material „Pyrogranit“, einen granitartigen Kunststein.

Länderverflechtungen

Die Ausstellung konzentriert sich auf Lechners bedeutendste Bauwerke in der Ostslowakei, Bratislava und Budapest. Zu sehen sind Bilder des ehemaligen katholischen Gymnasiums, heute das Gymnasium Grösslingova, das Gebäude des Ostslowakischen Museums in Košice, die orthodoxe Basilika in Michalovce und das ehemalige evangelische Museum in Rožňava. Besonders erwähnenswert ist die Sankt Elisabeth Kir-

che in Bratislava. Die Kirche, die aufgrund der Farbgebung der Fassade auch als „blaue Kirche“ bezeichnet wird, wurde 1913 fertiggestellt und beendete Lechners Schaffen, der am 10. Juni 1914, wenige Tage vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs in Budapest starb.

Begleitet wurde die Ausstellungseröffnung von der Präsentation der Wochenendbeilage „Atlas-Slowakei“ der „Wiener Zeitung“. In der zweiten Ausgabe widmet sich die Beilagen-Serie „Atlas“ Österreichs nordöstlichem Nachbarn und berichtet über die Verflechtungen und Beziehungen der beiden Länder sowie über die aktuelle wirtschaftliche Dynamik und kulturelle und politische Facetten des Landes. ■

AUSSTELLUNG

Belle Époque in der Slowakei und Architekt Ödön Lechner
Slowakisches Institut
Bis 25. Juni
★★★★☆

Anrufung der Götter

Antike Mythen bei Salzburger Pfingstfestspielen 2015.

Salzburg. Intendantin Cecilia Bartoli ruft bei ihren Salzburger Pfingstfestspielen 2015 die antiken Götter an: Von 22. bis 25. Mai geht es in Oper, Konzert, Schauspiel, Ballett, Marionettentheater und Film unter dem Motto „So ruf ich alle Götter“ um die griechische Mythologie. „Salzburg darf sich also über ein Götterfest freuen“, formulierte Festival-Präsidentin Helga Rabl-Stadler bei einem Pressegespräch.

Prominent besetzte Programme versprechen die Götterfestspiele: „Iphigenie en Tauride“ von Christoph Willibald Gluck werden Moshe Leiser und Patrice Chaurier in Szene setzen und von Diego Fasoli und I Barocchisti musikalisch betreuen. Derselbe Stoff in der Schauspiel-Version Goethes kommt am 23. Mai in den Großen Saal des Mozarteums. Sven-Eric Bechtolf, Jürgen Tarrach und andere Schauspieler werden „Iphigenie auf Tauris“ lesen. Mit „Semele“ von Händel bringen die Festspiele dann die zweite Oper,

auch in ihr wird Cecilia Bartolliene Hauptrolle gestalten.

Nach einer Matinee mit „mythologischen Arien“ sowie einem Konzert mit Händel-Arien präsentiert Bartoli eine Pfingstfestspiel-Novität: Das Ballett von John Neumeier aus Hamburg wird „Ein Sommernachtstraum“ ins Große Festspielhaus bringen.

Um die „Lyra von Orpheus“ geht es in einem Konzert mit Werken aus der Renaissance bis ins 20. Jahrhundert. Im Marionettentheater wird es einen von Peter Breuer choreografierten „Sommernachtstraum“ nach Shakespeare geben, und in Das Kino sollen Klassiker wie „Iphigenia“ von „Sorbas“-Regisseur Michael Cacoyannis, „Orpheus“ von Jean Cocteau, „Medea“ von Pier Paolo Pasolini und „Ein Sommernachtstraum“ von Max Reinhardt gezeigt werden. Und wenn der Publikumszuspruch unvermindert anhält, steht schon jetzt fest, dass den Göttern keine finanzielle Dämmerung folgt. ■